

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 3

Artikel: Das Pylegma
Autor: Schick, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fristige Wettervorausage brauchen. Bei den probeweise in Fachkreisen angestellten Versuchen, mit Hilfe der neuen Methode das Wetter meh-

rerer Wochen vorauszuerkennen, sind aber schon sehr befriedigende Ergebnisse erzielt worden.

Dr. W. Berger.

Schaufenster.

Jede Stadt ist vollgepfropft mit Schaufenstern, große, glänzende, strotzende, moderne, solche an leuchtenden, lebenden Straßen; aber nein, nicht diese meine ich.

Ich habe mein eigenes Schaufenster, nicht daß mir ein Geschäft gehörte, o nein, so weit habe ich es noch lange nicht gebracht; aber sozusagen besitze ich das eine Fenster, vor dem ich auf meinem täglichen Wege viermal vorüberkomme, ganz allein; denn noch nie habe ich jemanden davor getroffen.

Vielleicht ist es ja auch so, daß jedermann seine eigene Auslage hat. Einer blickt länger in dieses Geschäft, ein anderer schaut sich regelmäßig die neuesten Modelle seines Schneiders an, oder die letzten Hutformen, nun . . . also auch ich, aber mit meinem Schaufenster . . ., das muß ich erzählen:

Am frühen Morgen eile ich fast achtlos daran vorbei; denn halb und halb stehe ich noch vor meinem eigenen Schaufenster des Gehirns und der Träume der Nacht und bin kaum fähig, von meiner Außenwelt irgend etwas zu betrachten oder aufzunehmen. Nur so im Vorbeieilen nehme ich das verschiedenene Grau der kleinen Papeterie mit mir, die wohl schon ein Jahr lang in diesem Fenster liegt, und dann weiß ich gleich, dieser Tag heute wird grau und verschieden sein wie das vergilbte Papier. Der Vormittag wälzt sich grau und wolken schwer vorüber, und ein trostloser Mittag stellt mich nach einem schleppenden Gange wiederum vor das Fenster. Die Büchelchen, die Federschachteln, ein Schwämmchen, staubgetränkt und ganz vermodert, Schuhnesteln, verstreute und wieder zusammengelegte Knöpfe, Pinsel . . ., ich wende mich ab. Meine sorglose Jugend mit Federschachteln, Schultagen, Ferien, Ausflügen, Spielen mit Mutter und Freundin-

nen steigt über mich weg. Das Mittagessen laut sich voll Erinnerung zu Ende.

Dann aber wieder zurück, Arbeit, vorwärts, Mut, Unternehmung. Ich stehe vor dem Lädchen, staube in Gedanken alle die Gegenstände ab, ordne die Auslage neu, bin eigener Ladenbesitzer, verdiene Geld, kann über Zeit verfügen, Donnerwetter, wie die Dinge funkeln und locken! Kein Mensch kann vorüber, ohne daß er eine Weile schaute.

Dann wiederum weggeriegelt von Freiheit und Himmel und Straße, wiederum Arbeit, Gehorsam. Das Fenster meiner Seele hat die Rolladen heruntergelassen, kein Mensch bleibt draußen stehen, ein trübes Licht flackert über Schreibmaschinen.

Aber Abend . . . Sonnenuntergang, letztes Stück des Tages, immer noch Licht in den Straßen, das Endchen Luft, das einem das Schicksal gönnt, fast ist es noch Tag, und man könnte durch Straßen wandeln wie ein freier, selbständiger Mensch!

Und ich? Bin ich nicht ebenso frei, habe ich nicht Geld in der Tasche, stehe ich jetzt nicht voll Lust und Unternehmung vor meinem Schaufenster und blinzele die rote Badekappe, die über Tag jemand hingelegt haben muß, wohlwollend und verlangend an? Ach . . ., ich träume. Alle diese Dinge gehören mir, alle diese Dinge sind für mich hingelegt worden, jemand hat für mich geschafft, in der ganzen Stadt stellt man für mich aus, Tausende von Menschen arbeiten für mich, und ich kann vorübergehen, mir irgendetwas aussuchen da und dort, ich kann zu einem Menschen sagen: Dich liebe ich, sieh, alles in mir ist für dich bereitgestellt; aber immer laufen wir aneinander vorbei, lassen sorgfältig die Rolladen herunter und setzen Preise über unsere Gegenstände und Gefühle aus.

Johanna Böhm.

Das Phlegma.

Noch nie hat ihn einer laufen gesehen, und die Berichte, die davon wissen wollen, daß er einmal ganz atemlos in letzter Minute vor der Abfahrt seines Zuges auf dem Bahnhof erschienen sei, sind sicher frei erfunden. Schließlich könnte einem seine phlegmatische Lebensweise ja gleichgültig sein, denn ob wir hasten und jagen oder

gemächlich unseres Weges gehn, wir langen dennoch alle rechtzeitig am letzten Ziel an. So belehrt uns das logische Denken, doch diese empirische Doktrin fällt bei seinem Erscheinen wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Und in der Tat gibt es nicht schnell etwas Empörenderes als der Anblick dieses Menschen, wenn er mit welt- und

zeitverachtender Miene, beide Hände in den Hosentaschen vergraben, dahergeschlendert kommt. Die Zigarette hält er mit so unbeschreiblicher Lässigkeit im einen Mundwinkel, daß man jeden Augenblick befürchtet, sie falle zu Boden. Wenn er die Straße im brandenden Verkehr (soweit man das eben in unserer kleinen Stadt branden nennen kann) überquert, fällt es ihm natürlich nie ein, vor einem herannahenden Automobil seinen Schritt auch nur um eine Nuance zu beschleunigen. Und trotzdem ist ihm noch nie etwas passiert. Und das ist es ja eben, was einem so aufreizt: trotzdem er durch sein ganzes Gehaben

offensichtlich zur Schau trägt, wie sehr er alle diejenigen verachtet, die es nicht unterlassen können, pochenden Herzens einer schönen Frau oder einer gutbezahlten Stellung nachzurrennen, trotzdem geht es ihm gut. Unsereiner, der sich tagsüber die Beine ablauft, um auf einen grünen Zweig zu kommen, hat abends dann noch weltanschauliche Konflikte zu bewältigen, während ein solches Phlegma, das in seinem ganzen Leben noch nie einen Schritt zuviel getan hat, mit seiner glückstrahlenden Miene alle anständigen Leute verärgert. — Es ist nicht alles zum besten bestellt auf dieser schönen Welt. Arnold Schick.

Vagabundenquartett.

Klingt, ihr Töne, und steigt auf aus dem Staub der Landstraße in die Regionen des Unendlichen. Singe, o Sänger aus Napoli, deine glutheißen Volksgesänge. Spielt, ihr Vagabunden, die ihr herumirrt und nach einer Heimat sucht, die leider noch nicht von dieser Welt ist!

Es war spät geworden. Zu lange waren wir mit Landsleuten in Santa Margherita beim perlenden Chianti gegessen, als daß wir noch die letzte Bahn nach Rapallo erreicht hätten. Es tat uns nicht leid. Die Straße von Santa Margherita nach Rapallo führt am Meer entlang und durch Orangenhaine. Der Mond stand am stahlblanken Himmel. Und die Nacht war schön.

Wir wanderten. Hohl klangen unsere Schritte auf dem Straßenpflaster. Jrgendwo brannte ein einsames Licht. Alles schlief, ruhte, atmete Frieden.

Steil wölbte sich die Straße über dem Meer, das leise und vertraulich gegen das Ufer plätscherte und das Mondlicht auffog. Schlanke Pinien erzählten sich flüsternd seltsame Geheimnisse.

Aus der Dunkelheit ertönten Schritte. Sie kamen näher, immer näher. Und jetzt standen sie vor uns, die vier Musikanten, der eine aus Napoli, der andere aus Bologna, der dritte aus Tarent und der vierte ein versprengter Österreicher aus Fiume. Schon früher einmal hatten wir sie getroffen, als sie in einem rapalleser Grand Hotel um einen Hundelohn zum Tanz aufspielten. Und damals hatten wir sie bedauert, weil wir den Zwang fühlten, mit dem sie ihre acht Stunden absolvierten. Man stelle sich vor: Musiker und Nachtstundentag!

Der Geiger nahm die Geige und legte seinen Geigenkasten in den Straßengraben so sorgsam

wie eine Mutter in die Wiege ihr Wiegenkind. Der Harfner entfernte das Wachstuch von seiner Harfe und setzte sich bereit an den Straßenrand. Der Cellospieler rieb den Bogen geschmeidig. Und der Sänger reckte den Kopf hoch und sah stolz wie ein König hinweg über das feuerglitzernde Meer.

Und während die Brandung ihr ewiges Lied rauschte und in den Zitronenhainen Myriaden von kleinen Leucht tierchen schwärmten, rang sich eine Melodie durch die Welt, klagend und einsam, rührend und zitternd, eindringlich und klar.

Dann wechselte der Rhythmus. Heftig und ungestüm führte die Geige. Drohend und dumpf wie ein fernes Gewitter rollte das Cello. Hart klang die Harfe wie brechendes Glas.

Und dann tobte er los, der todwunde Heimweh schrei des Sängers, der durch die Welt irren muß und nirgends zu Hause ist, dessen Nachtlager die Gasse bedeutet und auf den von den Mitmenschen der Hund geheßt wird und der hinauf zum Himmel fleht: Warum hast du mir das getan?

Doch durch die Nacht spannt sich Sternenklarheit, und aus tausend Blüten duftet Frühling und Lust. Die jagenden Dissonanzen erlösen sich in Harmonien, und die gärende Vielheit wird zu einer alles umfassenden Einheit. In einem jähen Jubel zerfließt die Musik.

Wortlos packen die vier Musikanten ihre Instrumente zusammen. Auf den Zehenspitzen tapen sie davon, um den Frieden nicht zu stören, der von oben gekommen ist. Der Mond tritt hinter eine Wolkenwand. Und in der Ferne kündigt ein lichter Streifen das Nahen eines neuen Tags . . .

Karl Gideon Gößele.